Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 135 (1856)

Artikel: Wie viel Geld das Lotto verschlingt und wie höchst unwahrscheinlich der Gewinn durch das Lotteriespiel ist

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hauptstütze der Volkswohlfahrt. Deßwegen ermunterte er auch seine Arbeiter, ihre Ersparnisse zum Ankauf von so viel Acker- und Wiesland zu verwenden, daß sie wenigstens eine Kuh oder Ziege halten, Gemüse und Kartoffeln pflanzen könnten. Näf hatte nach und nach über 100 Juchart Land angekauft und verstand es musterhaft, es zu verbessern. Wilden Staudenboden an der Glatt verwandelte er in ein wahres Paradies. Wo immer der Näf durchwandle, sagten die Leute, da wachse der Klee unter seinen Füßen. Durch seine Musterwirthschaft beförderte Näf den bessern Anbau der Bauerngüter in der Umgegend, legte einen Theil seines errungenen Vermögens sicher an und sah sich in den Stand gesetzt, einem großen Theil seiner Fabrikarbeiter nicht nur Lohn, sondern auch eine gute und gesunde Nahrung zu verabreichen. Weil die Fabrikarbeiter vom Fabrikherrn selbst verköstigt wurden und unter seiner steten Aufsicht standen, gewöhnten sie sich weniger an Liederlichkeit und ans Wirthshaushocken und konnten leichter zu einem Sparpfennig gelangen. Dadurch, so wie durch Stiftung einer Sparkasse, eines Kranken- und Hülfsvereins war Näf der Stützvater, der Rathgeber und Wohlthäter seiner Arbeiter.

Aber bei allen seinen Unternehmungen, Mühen und Sorgen vergaß M. Näf nie, daß er auch Bürger sei. Für Verbesserung des Schul- und Straßenwesens brachte er willig bedeutende Opfer. Müßiggängern, Spielern, Säufern war er gram; dagegen fanden würdige Arme bei ihm Rath und Hülfe. Seine politischen Ansichten waren entschieden freisinnig; doch gehörte er nicht zu den radikalen Stürmern. Schon 1831 war er Mitglied des St. Gallischen Verfassungsrathes. Als Mitglied des Gr. Rathes in den verhängnißvollen 40ger Jahren besuchte er unausgesetzt, obschon kränklich, die Sitzungen. Er sprach wenig und kurz, aber praktisch und kräftig. Von einer der wichtigsten Sitzungen im August 1846 ließ er sich durch alle Bitten und Vorstellungen seiner Familie nicht abhalten; krank reiste er nach St. Gallen, wohnte der Sitzung vom Morgen bis Abends 3 Uhr bei, ohne seinen Sitz zu verlassen. Die Folge dieser Anstrengung war, daß er am 2. Tag nach seiner Heimkehr vom Schlage gerührt wurde, der seine rechte Seite lähmte.

Matthias Näf besaß viel Verstand und gesunden Mutterwitz, dabei war er sehr anspruchslos, einfach und treuherzig. Wo er rathen und helfen konnte, that er es. Er hatte sich zum zweiten Mal glücklich verheirathet und behandelte die ihm zugebrachten Kinder wie seine eigenen. Auch seiner Stiefgeschwister aus zweiter Ehe seines Vaters nahm er sich liebreich an und sorgte für ihr Fortkommen. In seinem Hauswesen herrschte ländliche Wohlhabenheit neben Einfachheit. Er haßte das „Außen fix und Innen nix." Einfach erzog er seine Kinder, scheute aber keine Kosten für ihre Erziehung und Ausbildung. Seine Erholungen suchte er im Kreise seiner Familie oder in Gottes schöner Natur. Die schönen Sonntagsmorgen brachte er meist auf einem Lieblingshügel in stiller, frommer Andacht zu. Hier erinnerte er sich mit Dank und Ehrfurcht, wie Gott ihn so wunderbar geleitet und so reichlich gesegnet habe.

Von dem letzten Nervenschlage, der ihn im August 1846 getroffen, erholte er sich gar nicht mehr. Ergebungsvoll sah er sein letztes Stündlein herannahen. Gegen Weihnachten wurde er immer leidender und am 29. Christmonat gab er in den Armen seiner Tochter den Geist auf. Erbaue dich, o Leser! an seinem Vorbild und strebe ihm nach!

Wie viel Geld das Lotto verschlingt und wie höchst unwahrscheinlich der Gewinn durch das Lotteriespiel ist.

Der gefeierte Pfarrer Kapff in Stuttgart hat „über das Verderbliche des Hazard- und Lottospiels" ein Büchelchen herausgegeben, das klar und deutlich zeigt, wie stockblind alle Diejenigen sind, die ihr Geld dem Lottospiel opfern, statt es in eine Ersparnißkasse zu legen. Hr. Pfr. Kapff giebt hierüber folgende zuverlässige Angaben, die auch dem verstocktesten Lotteriespieler die Augen öffnen dürften.

Die reine Einnahme des Staates vom baierischen Lotto beträgt jährlich bis zu 1½ Millionen Gulden, wozu dann noch die Beloh-

nungen des zahlreichen Dienstpersonals kommen. Nach den amtlichen Rechnungen betrugen in den drei Jahren 1829 bis 1832 die Einlagen in das baierische Lotto 13,374,187 fl., wovon 8,845,273 fl. als Gewinn an die Spieler zurückfielen, so daß ihr Verlust 4,528,913 fl. betrug. Aber diese Angaben sind nicht genau. Abgeordnete der baierischen Ständekammer haben schon im Jahre 1819 den jährlichen Einsatz in das Lotto zu 5, ja zu 8 bis 9 Millionen Gulden berechnet. Auch der Lottostempel wirft jährlich 200,000 fl. ab. Wer zahlt diese furchtbar großen Summen? Meist das arme Volk, das in seinem Unverstand nicht einsieht, wie es durch das Lotto in den meisten Fällen verlieren muß, das arme Volk besonders, weil bei diesem Lotto die geringsten Einsätze, bis zu 3 kr. herab, angenommen werden.

In Preußen bezieht die Staatskasse aus der Lotterie eine jährliche indirekte Steuer von 1,750,000 fl. und 3000 Familien leben von dem Verkauf der Loose. Das neapolitanische Staatslotto saugt das arme Volk aus, indem es ihm jährlich 14 Millionen Gulden abnimmt.

Nach zuverlässigen Angaben beziehen in der Stadt Lindau allein die baierischen Lottokollekteure an manchen Wochentagen aus der benachbarten Schweiz 25,000 Fr. Aus einzelnen Gemeinden des Kantons St. Gallen gehen jährlich 1, 8, 10, 20, ja bis 60 Tausend Franken Lottogelder an auswärtige Lotterien. Bloß aus den zwei Kantonen St. Gallen und Appenzell, deren Bevölkerung etwas über 220,000 Seelen beträgt, werden jährlich 4 bis 500,000 Fr. nach Abzug eines Zehntels an jährlichem Gewinn der allgemeinen Produktion, dem Verkehr und der Arbeit entzogen. Auch aus Württemberg gehen außerordentliche Summen als Opfer der Dummheit und Habsucht in das baierische Lotto, aus der einzigen Stadt Ulm z. B. in einer Woche schon 2400 fl. und trotz allen Verboten der württembergischen Regierung.

Sind diese Zahlen nicht wahrhaft erschreckend? Ist er nicht erschreckend, der Gedanke, wie viele Familien durch die ungeheuren Verluste, die damit verbunden sind, zu Grunde gerichtet, wie viele Ersparnisse, die ein Lebensglück hätten begründen können, in diesen Schlund hinabgerissen, auf dieser Schädelstätte alles wahren Glückes geopfert worden sind?

Wen die genannten Summen noch nicht überzeugen, wie wenig Hoffnung auf Gewinn bei diesem Spiele und wie im höchsten Grad unklug also es ist, so sicher vorauszusehendem Verlust sich hinzugeben, der vernehme, daß sich z. B. bei dem baierischen Lotto sogar berechnen läßt, wie außerordentlich gering die Wahrscheinlichkeit eines Gewinnes ist.

Unter den 90 Zahlen, die gezogen werden, sind bloß 5 Treffer. Wer auf eine dieser 5 Nummern gesetzt hat, der erhält seinen Einsatz 15 Mal zurück. Hat er auf 2 Zahlen gesetzt und beide sind unter den 5 Treffern, was man eine Ambe nennt, so erhält er den Einsatz 270 Mal; 3 glückliche Zahlen sind eine Terne und gewinnen den Einsatz 5400 Mal, 4 eine Quaterne, die den Einsatz 511,020 Mal gewinnt. Das sind nun allerdings große, lockende Gewinnste, glänzende Aussichten; aber wie sehr erbleicht dieser Glanz, wie sehr verliert die Größe des Gewinnes ihr Lockendes, wenn man bedenkt, wie selten der Gewinn eintritt, wie Viele verlieren müssen, wenn ein Einziger gewinnen soll. Unter 90 gezogenen Zahlen gewinnen nur 5 und 85 gehen verloren. Eine Ambe kann, wie die Wahrscheinlichkeitsberechnung lehrt, 400 Mal nicht herauskommen, bis sie 1 Mal erscheint; eine Terne kommt unter 11,748 Malen nur 1 Mal vor, und vollends eine Quaterne wird in 102,207 Fällen nur 1 Mal erlangt. Welch eine Wahrscheinlichkeit des Gewinnes ist aber das?! Das ist gerade so, als wenn ich sage: Hier habe ich in einem Topfe 400 oder 11,748 oder gar 102,207 weiße Bohnen und darunter eine einzige schwarze; nun laß dir die Augen verbinden und greife hinein. Erwischest du die schwarze Bohne, so hast du gewonnen; bekommst du sie nicht heraus, so hast du verloren. Ein solches Spiel würde gewiß kein Vernünftiger treiben, und doch thun das alle die Unzähligen, die auf eine zu hoffende Ambe ꝛc. ihr Geld in das Lotto setzen. Dazu kommt dann noch, daß, wenn von einer Ambe, Terne ꝛc. nur eine Nummer zum Vorschein kommt, diese nichts gewinnt, und daß, so selten der glückliche Fall des Gewinnes eintritt, der Gewinnende erst nicht

den ganzen versprochenen Gewinn empfängt, sondern daß die Lottokasse z. B. bei einer Ambe 52, bei einer Quaterne 88 Prozent für sich einstreicht, also im ersten Falle (die Einlage zu 1 kr. angenommen) an einem Gewinn von 6 fl. 40 kr. nur 4 fl. 30 kr., im andern Fall statt 8517 fl. nur 1000 fl. bezahlt.

In der That, wen solche Zahlen nicht belehren und bekehren, dem ist durch keine Vernunftgründe zu helfen.

Die Rheinnoth des st. gallischen Rheinthals.

Bekanntlich bildet der Rhein von Ragatz an bis zum Bodensee in einer Länge von 15½ Stunden die Grenze zwischen der Schweiz und Oesterreich. Sein Lauf ist ein sehr unregelmäßiger, indem er verschiedene Krümmungen macht, so besonders bei Diepoltsau, St. Margrethen und Rheineck. Liegen auch an den beidseitigen Ufern eine Menge Dörfer, so ist doch schon ihr Aussehen das volle Gegentheil von dem freundlichen Gelände des Zürichsees. Statt der belebten und stattlichen Dörfer mit ihrem sichtlichen Wohlstande und den fruchtbaren Feldern, die uns hier entgegenlachen, finden wir im Rheingelände meist nur ärmliche Häuschen und Dörfchen, großentheils kümmerlich bebaute, oft mit Sand und Schlamm überzogene Ebenen. Trittst du, lieber Leser, in die Wohnungen und siehst, mit wie wenig die Leute sich begnügen und wirst inne, wie bei allem Mangel die Großzahl derselben noch verschuldet und in wie manchen Jahren der Ertrag ihrer Felder bereits vorgegessen ist, so begreifst du, warum inner den letzten Jahrzehnden so Viele aus dem Rheinthale nach Amerika ausgewandert sind. Ohne lange zu forschen, kannst du bald erfahren, wer der Zwingherr ist, der dem Volke das Leben von Jahr zu Jahr unerträglicher macht. Es ist der Rheinstrom, der die Niederungen des Thales so heimsucht und eine immer drohendere Miene macht, die Anwohner, wo nicht zu verschlingen, doch zu vertreiben. An Bäumen und Gebäuden kannst du nur zu deutliche Spuren finden, wie hoch das Gewässer über die Felder gestanden und in Au, Widnau ꝛc. wissen selbst Kinder schon von mehrern Fällen zu erzählen, wo das Wasser zu den Stubenfenstern eindrang, wo Leute und Vieh sich zu oberst in die Häuser oder durch Schiffe auf die Höhen flüchten mußten, und wie das Wasser nicht nur etwa nach und nach steige, sondern öfters mit furchtbarer Gewalt plötzlich mannshoch daherströme. Ein solcher Fall suchte das Thal auch letzten Sommer heim.

Die große Hitze in der ersten Hälfte des Juni (1855) verursachte ein schnelles Schmelzen des Schnees in den Hochgebirgen, daher ein Anschwellen der Gebirgsbäche und des Rheins, in welchem sich jene entleerten, so daß der Rhein hoch ging und sein Bett bis an den Saum der Dämme ausfüllte. Dagegen war die warme Witterung für die Pflanzungen auf dem Gemeindetheilgut (dem Eisenriet ꝛc.) äußerst günstig und schon hofften die Pflanzer, meist der ärmern Klasse angehörend, aus dem üppigen Wuchs auf eine reichliche Ernte. Eben so vortheilhaft zeigte sich die Witterung für das Schollen- oder Torfgraben und Trocknen des Torfs; es waren bereits viele hundert und hundert Fuder Torf gegraben und wie man glaubte, für den Verkauf und den eigenen Bedarf auf den nächsten Winter gewonnen. Aber die Regengüsse am Samstag den 16. Juni und die darauf folgende Schreckensnacht vereitelten diese Hoffnungen. Der Rhein überfluthete seine Grenzen in einer Ausdehnung von 7—8 Stunden in der Länge (von Haag bis an den Bodensee) und etwa einer halben Stunde in der Breite, zerstörte viele Wuhrungen, brach bei Montlingen in das Land ein, lieferte einen bedeutenden Theil seines Wassers über die Felder herab, und es glich bald das ganze Thal einem See, der Au und Widnau zu begraben drohte, mehrere andere Ortschaften unter Wasser setzte und wegen des Zurückstauens der Bergbäche selbst höher liegende Orte, wie Bernegg, erreichte. Im Ganzen wurden etwa 20 Ortschaften mehr und weniger von der Ueberschwemmung heimgesucht. Damit war der Ertrag der unter Wasser gesetzten Wiesen und Felder dahin und die Vorräthe in den Kellern verdorben. Als das Wasser nach einigen Tagen wieder abgelaufen, bemühten